

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die Zehntablösung. Ein Kapitel aus dem norddeutschen Bauernleben. Von
M. Unt. Niendorf

[urn:nbn:de:bsz:31-337049](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337049)

Die Behntablösung.

Ein Kapitel aus dem norddeutschen Bauernleben

von

A. Ant. Niendorf.

Der Bauer hat sich gegen jede Neuerung mit Händen und Füßen gesträubt, trotzdem sie nur in seinem eignen besten Interesse angeordnet wurde, ja, wo ihm selbst Tausende geradezu geschenkt wurden, that er Nichts lieber, als daß er seinem edlen Geber dafür in die schenkende Hand biß.

Seit zwei Jahren war man in der Gemeinde Wahlsdorf mit der Separation fertig und hatte sich mühsam in die neue Ordnung der Dinge gefunden, weil man es eben mußte. Noch fragte der Bauer, was ihm denn nun der gesonderte Besitz für Segen bringe, wann ihm denn die gebundenen Getreidegarben auf den Hof gelaufen kämen, welche die theuren Separationskosten einigermaßen aufwögen, — diese Kosten, die selbst auf den wohlhabenden Höfen die Klammheit an Gelde drückender machten, denn je. Die neue Feldflur, was hatte sie denn Besseres, als früher? Jeder baute, wo es ihm einfiel, sein Fleckchen Getreide, hatte zersüdelte Brache und darum wuchs es wahrlich auf Feld und Brache nicht besser. — Die alte geschlossene Dreifelderwirthschaft, ei, was für eine einfache, großartige Ordnung! Hier sah man Nichts als Himmel und wogendes Roggenfeld, dort Nichts als Himmel und Sommerung und wiederum weiter im Brachfeld lag vor dem Auge die weite Weidesläche, auf der sich das Gemeindevieh tummelte und nirgends zu Schaden gehen konnte! — Sonst hielt man einen gemeinsamen Hirten fürs Rindvieh und Einen Schäfer für die Schafe, Keiner konnte und durfte sich von der Gemeindevirtschaft ausschließen. Jetzt mußten sich Drei oder Vier wieder nothdürftig zusammenthun, wenn ihnen das Hirtenlohn nicht gar zu kostspielig werden sollte und dennoch mußten die Drei oder Vier dasselbe tragen, was sonst ihrer Fünfzehn trugen. — Man kann begreifen, wie immer noch gar übel die Zehn auf jene Fünf zu sprechen waren, die das gesetzliche Drittel zur Einleitung der Separation gebildet hatten. Sie sollten ihr Vieh im Stall füttern, hatte der Commissarius gesagt, — was wohl so ein Federfuchs davon verstand! Er hätte eben-

so gut sagen können: im Stall verhungern lassen. Das wollten sie aber aus vielerlei Gründen nicht und darum weideten sie, nach wie vor. Sie hatten kein Futter und verstanden nicht, solches zu bauen. Sie blieben bei der Dreifelderwirtschaft und zwar unter schlechtern Verhältnissen als früher.

Dennoch war wieder leidlicher Friede in der Gemeinde. Der hitzige Streit um das Mein und Dein bei Annahme der Pläne — eine ganze Revolution im Kleinen — war ausgekämpft, als eines Nachmittags gegen Feierabend der Schulze den Gemeindeviernern auf den Höfen herum schickte mit dem Auftrag an Alle, eiligst in den Schulzenhof zur Versammlung zu kommen.

Der Schulze war in der Kreisstadt gewesen, um den fälligen Theil der Separationskosten abzuliefern. Einige hatten ihn mit trabenden Pferden kommen und sogar die Peitsche über die Pferde schwingen sehn. Man ahnte nichts Gutes und eilte zum Schulzenhof.

Hier saß der Schulze, roth vor Aufregung, einen jener ominösen Wische in der Hand, die meistens unverständlich für den Bauer, ihm so gränlich wie die Pest sind — mit dem Papier hin und her sechtend, daß es knatterte: „Wißt Ihrs, Leute? Daß dem Hufencossathen das Unglück in die Furchen führe! Damals zettelte er die Separation an, nun will ers auch mit der Zehntablösung durchsetzen. Der — Der — Und dieser Federfuchs, der Commisfar hat's angenommen und hat schon auf künftige Mittwoch Termin angesetzt.“

„Der Hufencossath? Will er uns wieder unglücklich machen? Wo ist er?“ — Man sah sich allerwärts fragend um, der Hufencossath fehlte. Und das war klug von ihm, denn er kannte den ersten Sturm, der von Schimpfreden und ballenden Fäusten begleitet war.

„Der also! — Und wer denn noch?“ fragte der alte reiche Schöppe Wegner und nahm die Verfügung dem Schulzen aus der Hand, um die Namen der Antragsteller zu suchen.

„Der und weiter Keiner,“ erwiderte der Schulze, „und trotzdem hat der Commisfar die Einleitung verfügt.“

„Das werden wir uns nicht gefallen lassen, denn das kann nicht gefeßlich sein,“ sagte Wegner. „Zur Einleitung der Separation war ein Drittel erforderlich. Es wär doch wunderbar, wenns hier gar nach Einem gehen sollte, der obenein eigentlich nur ein Cossath ist. Laßt uns den Schulmeister holen, er soll sogleich eine Schrift aufsetzen, doch nicht an den Commisfar, der ist und bleibt halsstörrißig, nein, gleich an die General-Commission, daß wir nicht daran denken auf dem Termin zu erscheinen, denn wir seien einmüthig nicht für's Ablösen und wollen sehn, wer uns zwingen kann.“

Der Schulmeister wurde geholt. Er gab dem Willen der Gemeinde Aus-

druck und Gesicht. Auch ruhten die Bauern nicht eher, als bis alle ihre wohl-
 erwognen Gründe in das Schreiben mit aufgenommen waren. Deshalb hieß es
 darin z. B., sie gäben dem Pastor gern den dreißigsten Theil ihrer Ernte, weil
 es so hergebracht. Wäre das Jahr gut, so brächten sie desto lieber, was sie mehr
 verzehnten müßten, denn sie hätten dann selber reichlich. Allein wenn sie in
 Jahren der Noth, wo sie wenig gewönnen und der Preis des Getreides gemeinlich
 hoch sei, die gleiche Anzahl Scheffel in schwerem Silber nach Martini-Markt-
 preis bezahlen sollten, so würde sie das sämmtlich ruiniren. Man wolle sie
 zwingen, in Jahren des Mißwachses, die ohnehin drückend genug, gar noch mehr
 zu geben, als sie schuldig wären. Das könnten und wollten sie nicht leiden und
 müßten sie bis an den König gehen. — So ward die Acte ausgefertigt, von
 sämmtlichen Anwesenden unterschrieben und Tags darauf abgesandt.

Trotzdem kam am folgenden Mittwoch der Commissar ins Dorf gefahren, stieg
 im Krüge ab und erwartete zur angesetztten Stunde vergebens die Betheiligten. Er
 drang in den Wirth, der war ein ächter Bauer und blieb bei seiner diplomatischen
 Antwort: „Weiß nicht, Herr Commissarius.“ Er ließ nach dem Schulzen und
 den Schöppen schicken. Sie wären nicht zu Hause, hieß es. Der Hufencossath und
 der Pastor klärten ihn endlich über den Sachverhalt auf. Er lachte, denn er
 war solcher Dinge gewohnt, ließ anspannen und fuhr nach Hause.

Nach drei Wochen hielt der Schulze vor der versammelten Gemeinde wieder
 eines jener ominösen Schreiben in der Hand. Die Versügung war mit dem
 königl. Wappen gekrönt; es war der Bescheid der General-Commission. Der
 Schulmeister mußte sie verdentschen und man vernahm somit Folgendes: Der
 Rechtsgrund der Gemeinde wegen des Drittheils sei nicht stichhaltig: Da die
 berechnete Hälfte, die Pfarre, laut Protocol von dem und dem mit der Ablösung
 einverstanden, so sei diese mit der Einen Stimme des Hufencossathen als
 Stimmenmehrheit entscheidend. Die Gemeinde hätte bei derartiger Sachlage
 nur den Vortheil für sich, daß der Zehnt nicht nach dem, was sie geleistet, sondern
 nach dem abgelöst würde, was die Pfarre davon Reinertrag gehabt. Zudem sei
 die Gemeinde daran gemahnt, daß bei Einleitung der Separation laut Acten
 die Zehntablösung bereits in Aussicht gestellt und daß nur dem Widerspruchs-
 geiste dieser Gemeinde mit Unrecht nachgegeben und vorläufiger Aufschub verfügt
 worden. Zugleich seien sie an die unvermeidliche Auffammlung der Kosten ge-
 mahnt, die nutzlose Termine verursachen und welche die Gemeinde unweigerlich
 tragen müsse, weil die Einleitung rechtlich begründet sei. Es wird deshalb,
 hieß es, dem königl. Commissar die Sache unverweilt in die Hand gegeben und
 hat derselbe von Neuem mit der Gemeinde zu verhandeln. — Den Commissarius
 fand man daher durchaus nicht sämmtig: das obige Rescript begleitete schon eine

Verfügung desselben, in der er den Termin zur Verhandlung auf den Donnerstag nächster Woche ansetzte, mit der Aufforderung, bei Vermeidung einer Ordnungstrafe von drei Thalern für jeden Fehlenden, zur Vernehmung im Dorfkrüge zu erscheinen.

Da standen sie mit langen Gesichtern und schimpften auf den neuen preussischen Rechtskneiff. Im Termin mußten sie erscheinen, denn drei Thaler Ordnungstrafe waren keine Kleinigkeit. Allein sie konnten jede Auslassung und Unterschrift verweigern. Der Schöppe Wegner verpflichtete hiezu Jedem mit Handschlag und nun wollte man sehen, wer ihnen einen Vergleich anferingen könnte.

In dieser Zeit hatte der Husencossath einen schweren Stand in der Gemeinde. Er war wie ein Ausgestoßener; kein Mensch grüßte ihn, Keiner antwortete ihm. Seine Schwäger und Vettern im Dorfe waren ihm die Feindlichsten. Zuletzt ward er still und blieb für sich. Obwohl dem Range nach nur Cossath, d. h. Besitzer eines Halbhäufnerguts von circa 33 Morgen, während die Bauerhöfe deren 200—300 hatten; waren ihm durch Erbschaft anderthalb Hufe (beiläufig 100 Morgen, von einem Bauerhufe zugefallen, weshalb er eben der Husencossath hieß. Dazu war er ein tüchtiger Wirth, sein Vieh war mit dem des Wegner das beste und merklicher Weise gewann er auf seinem kleineren Areal mehr Getreide als die meisten Bauern und wenn die Volksmeinung ihn wog, so war er nächst dem reichen Wegner der schwerste im Dorfe. Er trug das Mißliche seiner Stellung und sah selbst gleichgültig auf den vielfältigen kleinen Schabernack, der ihm gespielt wurde; allein seine kluge wirtschaftliche Frau empfand die Lage schmerzlicher. Wenn die Männer untereinander grollen, so bricht unter den Frauen die helle Flamme des Zanks aus; sie hatte deshalb fast auf jedem Gange ins Feld davon zu leiden.

Einnmal nahm sie sich das Herz, ihrem stillen ernstern Manne Vorwürfe zu machen. „Man sollte meinen, Christ,“ sprach sie, „Du hättest am Separationsstreit genug gehabt, — willst Du denn nimmermehr mit der Gemeinde in Frieden leben?“

„Laß sein, Aune, nur diesmal noch; sie kommen schon zum Einsehn.“

„Ach das Einsehn thut mir jetzt schon weh, wenn sie Dich schelten und beschimpfen.“

„Laß sie schimpfen, Frau, das schimpft sie selber.“

„Warum aber singst denn gerade Du die Zehntablösung an? mußt denn Du immer Deine Haut zu Markte tragen?“

„Weil sie sonst Keiner angefangen hätte und ich den Naturalfruchtzehnt nicht mehr tragen kann, zumal, wenn ich wirtschaften will, wie ich im Sinne habe.“

„Du hast ihn doch so lange gegeben, unsre Vorfahren haben ihn gegeben. Man sagt ja, Ihr kämet noch schlimmer weg.“

„Das verstehst Du nicht, Frau, der Zehnt muß abgelöst werden, denn in zehn Jahren würde er uns Alle ruiniren oder wir müßten den Pastor betrügen. Von mehreren Höfen wird er jetzt schon betrogen, er weiß es wohl, darum will er den Zehnt los sein und glaube mir, sie danken mirs Alle noch, ehe nur drei Jahre vergehen.“

„Das gebe Gott,“ sprach die Frau und war still.

Der Zehnt, in ältester Zeit wirklich der zehnte Theil, — war es schon, der den alten Sachsen unter Karl dem Großen das Christenthum so unannehmbar machte. — Ich weiß zur Stunde nicht, ob mit der Reformation oder schon früher: 1547 wird er bereits als dreißigster Theil von den Feldfrüchten erhoben. Er war mit der Dreifelderwirtschaft, die uns von den Römern überkommen, allenfalls verträglich, weil sie vom Boden nahm, was er gutwillig gab, ohne daß der Landwirth Gedanken und Capital als Hebel an ihn ansezte, um seine Erträge zu verdoppeln und zu verdreifachen. Nun verhält sich aber der Mehrgewinn zu dem angewandten Capital nicht wie Eins zu Dreißig, sondern oft kaum wie Eins zu Zwei, und hierin lag die Fessel, in die der Zehnt den Landbau schlug. Schon seit dem Befreiungskriege, mit der allmäligen Steigerung der Gesinde- und Arbeitslöhne, die doch noch im allergeringsten Maaße von dem Bauer verausgabt wurden, fühlten die Pastoren das Drückende der Maaßregel; sie waren daher schon längst davon abgestanden, aufs Feld zu gehen, die Mandeln des Bauers, wie sie gesetzlich ermächtigt waren, abzuzählen und die Dreißigste für sich zu bestimmen. Sie fürchteten in einem solchen Falle nicht ohne Grund die auffähige Stimmung der Bauern und mußten sich hüten, in eine durchaus unliebame Stellung zu ihrer Gemeinde zu gerathen, — denn, noch einmal sei es gesagt: der Zehnt war der dreißigste Theil des Brutto-Ertrages, der bei unsrer jetzigen Wirtschaftsweise der zehnte bis sechste und oft noch ein niedrigerer Theil des Reinertrags ist. Die Pfarren ließen daher im Allgemeinen den Bauern selbst abzehnten und nahmen, was er ihnen gab. Daß dieser bei der Schwere der Abgabe oft genau zu zählen vergaß, daß er nicht von seinem besten und schwersten Getreide, auch nicht von den größten Garben gab, ist sehr leicht erklärlich. Wenn der Bauer das offene Unrecht nicht selbst that, so thatens seine Leute immer gern. Beim Blut- und Fleischzehnt war es sogar schon allgemeiner Gebrauch, dem Pastor die kleinsten Lämmer, Gänse, Ferkel, Hühner des Hofes zu senden. Die Geistlichen waren deshalb ohne Ausnahme mit der Ablösung einverstanden, sei es auch nur, um den Anlaß zu vielen Streitigkeiten und den gefährlichen Vorschub zu unsittlichen Handlungen aus der Gemeinde zu verbannen.

Auerbach, Volksalender. 1864.

Der Staat war aus volkwirtschaftlichem Interesse für die Ablösung; eine Erhöhung der Gesamtproduction war nur dadurch möglich, und er drang dabei mit solcher Energie auf diese Lösung der Fessel, daß er gesetzlich bestimmte, wenn Ein Mitglied der Gemeinde auf Ablösung anträgt, alle andern mitablösen müssen. — Man sehe wie demokratisch und vollsthümlich unsere Regierung im absoluten Staate war und wie sie zu ihrem eignen Unheil diesen Boden jetzt ganz und gar verlassen. — Die Art und Weise der Ablösung und Verwandlung in Kornrente war die allermildeste Praxis, die jemals erdacht worden ist. Einmal wurden die Zehntregister der Pfarre von den letzten zehn Jahren, also nach dem nicht einmal ganz notorischen Gewinn der Dreifelderwirtschaft mit den freiwilligen Angaben des Bauers verglichen und hiernach sehr bescheidene mittlere Erträge gefunden. Das Stroh wurde zu billigsten Werthen angenommen; alle und jegliche Arbeit, die der Pfarrer mit dem Naturalfruchtzehnt hatte, ehe er ihn auf den Markt verkaufen konnte, wurde dem Bauer von diesem mittleren Ertrag abgezogen, das Uebrigbleibende auf Roggenföner reducirt, und, wenn diese in Geld bezahlt wurden, selbst noch die Marktfuhre des Bauers in Abrechnung gebracht. Auf diese Weise war es nur möglich, den Zehnt so zu berechnen, daß er sich auf die Hufe Landes (60—80 Morgen mittelguten Bodens) zwischen 4 und 7 Scheffel Roggen stellte. Der Vortheil, der aus solcher Ablösung dem Bauer erwuchs, lag auf der Hand; allein keiner war widerhaariger als dieser selbst, und gemeiniglich aus keinen andern, als jenen oben in dem Schreiben der Gemeinde angeführten Gründen, nach denen sie allerdings auch Recht hatten, wenn sie trotz der Separation bei der kümmerlichen Weide- und Feldwirtschaft bleiben wollten.

Am Tage des Termins war der Commissar zwei Stunden früher da. Er dachte mit Ueberredung zu siegen, ging in die einzelnen Höfe und setzte privatim den Besitzern ihren eignen sichtslichen Vortheil auseinander. — Bei Einzelnen, z. B. dem Schulzen und Wegner ohne jeden Erfolg, bei Anderen mit einem unsicheren Lichtschimmer. Wie täuschend dieser war, erfuhr er im Termin. Er konnte sich die Kehle rauh reden, unter den Fittichen ihrer Wortführer standen alle wie ein Mann. — Der Commissar, der nicht zurückschreckte, wenn der Haum nicht auf den ersten Hieb fiel, setzte rastlos Termine auf Termine an. Einige erschrakten vor den auflaufenden Kosten und schüttelten die Köpfe; allein es blieb beim Alten.

In diesem Jahre bekam der Pfarrer den schlechtesten Zehnt, den er jemals eingefahren; auch mit tausend andren kleinen Schicanen plagte man denselben, der übrigens ein äußerst wohlwollender Mann war und den Frieden mit seiner Gemeinde über Alles liebte. Er drang um so eifriger in den Commissar, die

Sache durchzusetzen, da ein Zurückgehen unmöglich war, möchte ers auch unter so billigen Bedingungen bewerkstelligen, als nur jemals erhört worden wären. — Der Commissar entgegnete: die Bedingungen seien überhaupt billig, wie sie das Gesetz vorschreibe, vom Gesetz aber könne er nicht abgehen. — Doch seine zähe Natur, der nur die Kraft mit dem Widerstande wuchs, wußte endlich den guten Pfarrer zu bestimmen, daß er den Bauern drohte, im nächsten Jahre wieder selbst abzuhnten zu lassen, wie es nach alter Weise vorgeschrieben war. Die Drohung versing nicht, denn sie kannten eben ihren Pastor, daß der nur drohen wollte. So herzlich schwer es dem Letzteren wurde, er war dadurch gezwungen, seine Drohung bei der nächsten Ernte auszuführen.

Der Bauer ist streng gesetzmäßig; er gab sich ins Unvermeidliche. Allein die Prüfung war hart, keine Mandel vom Felde eher einzufahren, als bis des Pfarrers Zehntmann abgezählt. — Keiner war an diese Hindernisse mehr gewöhnt, es paßte mit der Arbeit hier nicht, dort nicht — kurz die Unbequemlichkeit und die Störung war für den sich hastenden Landmann groß. Dazu trat Regenwetter ein und bitter schalt man auf den Pfarrer, denn der neuen Ordnung willen regnete Vieles ein: — Da war man mit einem Male so weit, die Ablösung für das kleinste von zwei Uebeln zu halten und ehe die Sommerernte heran kam, war man mit der Ablösung in Einem Termine aufs Reine. Und — welch ein Unglück! Die Ablösung kam für die Hufe auf vier und einen halben Scheffel Roggenente.

Nur Einer blieb wenigstens theilweis hart und fest; es war der Schöppe Wegner. Er war der größte Bauer des Dorfes, obschon er in der Dorfsfeldmark nur zwei Hufen besaß. Allein zum Dorfe gehörte noch eine wüste Mark, wie man deren in der Mark und Sachsen so viele findet — untergegangene Dörfer, zerstört theils durch den Hussitenkrieg, theils durch die Spanier 1347, theils durch den dreißigjährigen Krieg und nicht wieder aufgebaut. Diese wüste Mark Grabow war der Entfernung und ihres leichteren Bodens wegen mit Wald bestanden. Nur das Wegnersche Gut besaß davon den besten Boden: die ehemalige Dorfstelle, die Gärten oder Worthen und die Gemeindewiesen und Hutungen, zusammen eine Fläche von 200 Morgen in Einem Stück. Bei der Separation waren ihm seine beiden Hufen an das Stück gelegt worden und die gleichzeitige Regulirung des Wassers, die mit der Separation vollzogen wurde, hatte seine 200 Morgen Markland trefflich trocken gelegt, sodaß diese der fruchtbarste Boden des Dorfes zu werden verließen.

Der Schöppe war ein greiser Mann mit reblichem, offnem Angesicht, doch von einem felsenfesten, unabhängigen Sinne; selbst wenn man ihm klar bewiesen hätte, was er gar noch nicht einsah, doch hätte sein Rechtsgefühl sich nicht den

Mafregelungen gebeugt, die er bei der Zehntregulirung angewendet sah. Er ließ sich die Ablösung in der Dorffeldmark gefallen, weil er nicht anders konnte; allein in Betreff seiner Mark, die außer der obigen lag, verweigerte er sie rindweg. Sie wurde ihm decretirt; er klagte dagegen und der Proceß schwebte.

Man muß den Ansichten des Schöppen Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn man sich vergegenwärtigt, was er seit fünfzig Jahren für Coniuncturen des Landbau's mit durchgemacht hatte. In seiner Jugend sah er den Krieg, in welchem Abgaben, Lieferungen, Contributionen, Fuhrwerke von Freund und Feind gefordert wurden, wobei man meistens zum Dank der Leistung zuletzt weder Wagen noch Pferd wieder sah. — Dann nach Verlauf der ersten Erholungsjahre erlebte er die Zeit von 1820—30, in der der Scheffel Roggen bis auf dreizehn gute Groichen sank, wahrscheinlich eine Folge davon, daß die Getreideproduction rascher stieg als die Consumtion bei der dünnen Bevölkerung und Absatzwege ins Ausland entweder nicht vorhanden oder durch die Transportkosten auf schlechten Straßen ertügnislos wurden. Hatte er es selbst nicht erfahren, daß seine Wirthschaft in diesen Jahren oft kaum die jährliche Einnahme von Ein Hundert Thaler aufbrachte? — Glücklicher Weise waren die Bedürfnisse noch ureinfach. Man gab für Zucker, Kasse, für Kleidung keinen Pfennig aus, man aß, was man gewann, und trug den Linnen, den man sich fertigte. Trotzdem hatten die niedrigen Einnahmen oft nicht zugereicht, um die dreißig Thaler Grundsteuer, die Klassensteuer und Gesindelöhne aufzubringen. — In den dreißiger Jahren war es Etwas besser geworden, die Roggenpreise sanken nicht mehr unter Einen Thaler und öfter kam es, man wußte nicht wodurch, daß ein Häufchen der blanksten Silberstücke im Kasten liegen blieb, die die Wirthschaft nicht zur Ausgabe verlangte. Allein da war an vielen Stellen das Gehöft schadhast, der Staat, der früher frei Bauholz geliefert, wenn man bat, wies Jedem ab und so mußte das Geld wieder verbaut werden. — Doch waren die Zeiten noch so schlecht, daß Wegner aus den dreißiger Jahren eine Reihe von Höfen in benachbarten Dörfern an den Fingern herzählen konnte, die mit 30—40 Thlrn. Grundsteuer und 30—40 Pachtshesseln an den Edelhof zum Rabenstein belastet, oft schwierig einen Herrn fanden. Keiner der Erben mochte sie übernehmen, weil sie nicht die Abgaben herauszuwirthschaften meinten. Ja, man bemitleidete im Voraus den kühnen jungen Bauerburschen, der endlich eine der Erbinnen heirathete und den andern 300 oder 400 Thlr. herausgab, also eigentlich den Morgen Acker nebst Vieh und Gehöft mit Einem Thaler bezahlte. Mit dem Eintritt der Vierziger blieben Vieh und Getreide gesucht und bei der Sparsamkeit und der Bedürfnislosigkeit des Landbewohners begann er aufzuathmen; er war der Noth enthoben. Allein verkaufte man nicht wieder 1848—49 den Scheffel Getreide mit achtzehn guten

Groschen und den Stein Woll mit sechs Thalern? — In allen diesen schlimmen Zeiten kam der Zehnt in keinen Betracht, denn seine Abgabe kostete weder Arbeit, noch Geld. Die Zehntmandeln wurden aufgeschicht und damit war er bezahlt. Er konnte immer gegeben werden, denn er war immer mit dem Beginn der Ernte da; Geld aber und oft auch das Schuttorn an den Edelhof waren immer mühsam und oftmals nicht aufzubringen. Nun aber sollte der Zehnt ebenfalls in eine jener bösen Geldabgaben verwandelt werden, wie es die Staatssteuern waren. Wegner hätte jährlich $22\frac{1}{2}$ Scheffel Roggen nach dem jedesmaligen zehnjährigen Durchschnittspreise, also ungefähr 40—43 Thaler an die Pfarre zahlen müssen. — Er rechnete daher, wenn nun wiederum der Preis wie früher sank — und war das unmöglich, wo 1847—49 der Scheffel Roggen von 3 Thlr. bis zu einem Gulden herabging? dann könnte er 60 Scheffel Roggen zur Vebreitung des Zehnts brauchen, beiläufig die Hälfte seines verkäuflichen Gewinns in gewöhnlichen Jahrgängen. Wollte man hier als Gegengrund einwerfen, daß wenn das Getreide so billig würde, dies nur eine Folge davon sein könnte, daß übermäßig viel gewonnen sei: dem konnte der alte Bauer aus seiner langen funfzigjährigen Erfahrung nachweisen, daß dies niemals in gleichem Verhältniß stattfindet, ja daß eben so oft das Umgekehrte eintritt, nämlich wenig gewonnen und billig, viel gewonnen und theuer. Kurz, man möge hieraus ersehen, daß der Schöppe nicht blos aus Widerspruchsgeist, sondern aus den guten Gründen seiner praktischen Ansicht heraus, sein Eigenthum nicht dauernd mit der Zehntablösung belassen wollte. —

So vergingen die nächsten Jahre, die Bauern zahlten in Geld; die Durchschnittspreise kamen gegen den laufenden Preis noch etwas niedriger, was ihnen einwillen sehr gut gefiel; Wegner indessen gab von seiner Mark den Fruchtzehnt fort, weil der Prozeß noch schwebte. Der Hufencossath blieb das unblöbliche Räthsel des Dorfes. Er säte immer weniger Roggen aus und gewann trotzdem mit jedem Jahre mehr, weil alle seine Felder über jede Beschreibung üppig standen. Er hatte stets den besten und reichlichsten Klee, pflanzte unmeniglich viel Kartoffeln und Rüben, und fing gar an, die gelben Gartenblumen — die Lupinen — zu bauen, über welche er gar manches Witzwort hören mußte. Dabei hatte er stets mehrere Tagelöhner in Arbeit, denn zu hacken und zu jäten war immer bei ihm, sodas man ihm nachrechnete, er müsse jährlich an 200 Thaler für Arbeitslohn ausgeben; und trotz dem Allem verborgte er Ein Hundert nach dem Andern.

Wegner kam während dieser Zeit einmal nach einem benachbarten Amtshof des Vorkaufs willen. — Er kannte den Amtshof und jeden Fleck von dessen Lande wie seinen eignen Acker, denn er war während des Krieges dort zwei Jahre

Großknecht gewesen. Sein Vater hätte kurz nach der Zeit, nachdem im Jahre 1813 der Hof bei einem Zusammentreffen der Truppen vor der Schlacht bei Dennewitz verwüstet und abgebrannt, denselben für 3000 Thaler kaufen können, allein der schlimmen Zeiten wegen den Kauf nicht gewagt. Der jetzige Besitzer erwarb ihn ohne die baaren Gefälle, welche nach 48 in Rentenbriefe abgelöst waren, vor vier Jahren für die enorme Summe von 70,000. Er war ein feinfeliger Mann und gern sich unterrichtend über die früheren Zustände dieses Landstrichs, fand er an dem greisen Bauer Gefallen, der von sechzig Sommern zu erzählen wußte. Sie besah'n mit einander Vieh und Feld, der Bauer maß mit großen Augen den weiten Umfang des jetzigen Wirthschaftsbetriebes und über dem massenhaften Futterbau, der bis zur Verschwendung ausgedehnt schien, verging ihm Hören und Sehen, wenn er das Damals mit dem Jetzt verglich. Der Besitzer, über das einfache Erstaunen des Greisen lächelnd, zeigte ihm zuletzt im Vertrauen seine Bücher und bewies ihm mit Zahlen die rentable Anlage seines hohen Capitals. Er zeigte ihm an früheren Jahrgängen, wo das Getreide halb so theuer wie jetzt gewesen war, wie bei seiner guten und reichlichen Viehhaltung die Viehmasse das Deficit an der Getreideeinnahme ziemlich ausglich. Das fiel auf keinen unfruchtbaren Boden, denn der Schöppe hatte einen offenen Bestand. Er kam öfter und guckte wiederholt durch alle Winkel der Wirthschaft. Man sah, die Sache ging ihm im Kopfe herum; bald fand er Vieles von dem, was auf dem Amthof gethan wurde, für seine Wirthschaft anwendbar. An Capital fehlte es ihm nicht, ihm fehlte blos die Ueberzeugung, daß das Angelegte reichliche Früchte bringe. Als ihm diese geworden, ging er mit der Klügigkeit der Jugend ans Werk. Nun hatte er in seiner Mark schönen jungfräulichen Boden, hohe, trodengelegte Grasnuthungen, die jetzt geringen Ertrag gaben. Da fing er an aufzubrechen, ließ roden, graben, planiren, niedrige Stellen selbst drainiren, kurz seine Thaler kamen in Cours, als ob für ihn das Silber keinen Werth mehr hätte. Er fing an Futter und Hackfrüchte zu bauen und da hierzu sein vorhandener Dünger nicht reichte, kaufte er Guano. Er sah, wie das half und die ersten Erfolge erfüllten ihn mit großer Freude. Bei alledem gab der redliche Mann gewissenhaft seinen Zehnt, der schon im nächsten Jahre nochmals so stark ausfiel gegen ehemals. Kartoffeln, Rüben erforderten Handarbeit und bald ward ihm das Tagelohn eine mächtige Ausgabe. Oft schon fuhr es ihm plötzlich durch den Kopf, daß eigentlich doch sein Pastor den dreißigsten Mann zu solchen Arbeiten stellen mußte, denn er zöge doch auch den dreißigsten Gewinn davon. Als er seine Fuhrn Guano auf die Mark brachte, die ihm baare dreihundert Thaler kosteten, rechnete er, daß er für den Pastor zwei Centner mitgekauft habe, die ihm dieser doch eigentlich erstatten mußte, denn er müsse nicht blos

diesen Guano, sondern auch noch den Proffit, den er dadurch von seinem Acker erhalte, der Pfarre geben: indessen fuhr er seinen Zehnt ehrlich in den Pfarrhof, obwohl es dem Pastor nicht einfiel, ihn zu kontrolliren.

Im vierten Jahre hatte Wegner die Freude, seinen Prozeß durch alle drei Instanzen gewonnen zu haben, allein die Freude war eine sehr wunderliche. In demselben Jahre war er so weit gekommen, daß er auf seiner Mark 80 Morgen Roggen, 40 Morgen Hafer und Gerste, 20 Morgen Kartoffeln, 10 Morgen Rüben, 20 Morgen Alee und 10 Morgen Lupinen bauen konnte. Alles gerieth mit großem Segen und so kam es, daß er in der Ernte fast täglich an das Thor der Pfarre klopfen mußte, um ihr den bestimmten Zehnt zu bringen. Dem Pastor ward selbst ganz wunderbarlich zu Muthe, wenn er den stillen Alten im Bewußtsein seiner Pflicht auf den Hof fahren sah, immer neue Massen Getreide bringend. Einmal entsuhr ihm in seiner Gutmüthigkeit selbst die Aeußerung: Nun, Freund, hat's denn noch kein Ende? Es mußte ihn wol wundern, denn er hatte seine Zehntscheine bald halb voll, die sonst von dem Zehnt der ganzen Dorfmark niemals ganz gefüllt worden war. Als aber im Herbst des Bauers Gespanne die schweren Kartoffel- und Rübenwagen brachten, welche Früchte ebenfalls zehntpflichtig, aber früher niemals neimenswerth gebaut wurden, war der Pastor nahe daran den Greis in Verdacht zu haben, daß er wohl anfinge, „wunderlich“ zu werden, eine auf dem Lande häufige Krankheit des Alters, in Folge dessen er des Rechnens und Zählens nicht mehr mächtig sei. Denn der der Wirthschaft unkundige Pfarrer hatte ebenfalls keine Ahnung davon, daß ein gut behandelter Boden bis ans Wunderbare grenzende Erträge hergeben könne. Wenn er aber den Schöppen neben seinen Wagen herschreiten sah, schweigend, traurig und sichtlich gebeugt unter der Last seiner Pflicht und seines rechtlichen Gewissens, wenn er zum Abschied noch einen langen starren Blick auf seine kopfgroßen Rüben und seine kößlichen Kartoffeln warf, die klar wie die Aepfel vom Wagen ihn anblickten: da wurde der Pastor wieder stutzig und ging zum Hufencossathen, um bei diesem über das Alles Erkundigung einzuziehen.

Der Schöppe indessen fühlte und wußte, daß er nicht weniger und nicht mehr, als den dreißigsten Theil darbrachte, allein er fühlte auch nach und nach immer deutlicher, daß dies dennoch nicht mit rechten Dingen zugehen könne, daß eine Ungerechtigkeit über ihm walte, weil er Alles, was er erntete, nicht allein durch den Acker, sondern durch verschiedene andre Dinge gewonnen, die unmöglich zehntpflichtig sein könnten. — Er eilte zum Besitzer des Amtshofes, geplagt und geängstet von dem dunklen Punkt seiner Zehntangelegenheit, die ihn in kurzer Zeit zu ruiniren drohte. Dieser löste mit Bleistift und Papier bald den Kern ans der Schaafe. Außer den 9 Scheffel Roggen, den er als Zehnt für seine

beiden Hufen schlitzen mußte, hatte er dieses Jahr von seiner Mark als den dreißigsten Theil gegeben :

21	Scheffel Roggen nebst Stroh	= 30	Thaler.
16	" Hafer u. Gerste nebst Stroh	= 30	"
2	Wispel Kartoffeln	= 24	"
40	Centner Rüben	= 8	"
18	" Klee	= 12	"
1	Fuder Lupinen	= 6	"

Summa 130 Thaler

und als der Besitzer ihn fragte, ob er wohl $130 \times 30 = 3900$ Thaler Reinertrag oder nur Bruttoertrag von seinem ganzen Gute habe? da stand dem Alten buchstäblich der Verstand still. Als er ihm ferner nachwies, daß er von all seiner Menschen- und Spannarbeit, von all seinem eingelegten Betriebs-capital nicht blos $\frac{1}{30}$, also $\frac{3}{10}$ vom Hundert, sondern auch von sämmtlichen, dadurch hervorgebrachten Leistungen seines Ackers, also von seinem ganzen Vermögenswerthe an die Pfarre $\frac{3}{10}$ Procent zahlen müsse, kurz, daß es ihm so schlimm erginge, als sei die Pfarre Eigenthümerin und habe ihm sein Besitzthum nur gegen den Zinsfuß von $\frac{3}{10}$ vom Hundert geliehen und als habe er außerdem sein umlaufendes Betriebscapital zu 6 oder 7 Procent geborgt: da stieg dem Alten der Angstschweiß zu Gesicht und er sank, wie vom Schlage gerührt auf den Stuhl.

„Was thun?“ fragte er endlich, unter der Frage des Amtmanns nach dem Reinertrag war ihm klar geworden, daß er gerade den dritten Theil desselben statt des dreißigsten von seiner Mark gegeben habe.

„Wenn Ihr den Zehnt nicht loswerdet,“ war die Antwort, „so müßt Ihr Eure Acker wieder wüßt liegen lassen, wie in der Dreifelderwirtschaft — Alles muß wieder zurückgehen, Ertrag, Vieh; Ihr dürft keinen Arbeitslohn mehr ausgeben, keinen Guano kaufen, sondern nehmen, was der Boden alle drei oder vier Jahre von selber giebt. Dahin kommt's so wie so, lieber Freund, wenn auch die beiden Dorshufen noch eine Weile die Wage halten.“

„A — ff!“ sagte der Alte, nahm sorgsam das Papier mit der Rechnung und ging nach Hause. Hier saß er an seinem Tisch und wandte die Zahlen noch einmal um und um. Immer noch suchte er ein Loch in der Rechnung des Amtmannes, der seine alte fünfzigjährige Ansicht so schrecklich über den Haufen warf. Endlich schickte er nach dem Hufencossathen. Sie hatten sich ja längst wieder begrüßt und gesprochen; ihm mochte der Schöppe noch am ersten sein Leid eröffnen. Die Andern sahen ohnehin schon schadensfroh auf ihn, denn für den Schaden Spott erleiden, ist der alte Lauf der Welt.

Ob der Hufencossath wohl abnte, was er sollte? Was den Alten quälte, hatte er längst erkannt; doch vor dem Geböste hielt er an. Da stand dies große weite Haus, das beste im Dorfe mit seinen hellblau angestrichnen Balken und seinen milchweißen Fächern, von dessen Schwelle er wie ein Verbannter vier Jahre lang fern gelieben; da stand die große uralte Linde mit ihren Eichen ringsum, auf denen sich Jung und Alt in den Sommerabenden versammelte; seit vier Jahren war er mit seiner Familie nicht dort gefessen, blos, weil er das Beste der ganzen Gemeinde gewollt — und nun wurde er gerufen — sollte er hineingehen? — Ja! rief er sich selbst zu, und er ging mit dem Pflichtgefühl, wie der Arzt, der zum Kranken geht.

Bei seinem Eintreten erschrak er, als er den Schöppe erblickte, der Gram hatte ihn ein Jahrzehnt älter gemacht.

„Vetter,“ sagte der Schöppe, und reichte ihm die Hand hin. „Ich bin von der alten Zeit — Sieh hier auf dies Geschreibe; es ist vom Amtshof. Das ist meine Mark, das ist der Zehnt nach dem Marktreis — noch billig — ist's richtig oder nicht?“

Der Hufencossath studierte nicht lange, — ein trübes Lächeln ging ihm übers Gesicht. „Es ist richtig,“ sagte er. „Ohm, ich hab's längst calculirt, Ihr seid ein verlorner Mann, wem so fort geht: aber es kann anders werden . . .“

„Anders werden? Umkehren in die alte Lotterwirthschaft? Könntest Du das übers Herz bringen? Nimmermehr! —“

„Nein, Ohm, aber ich würde ablösen!“

„Zu spät, zu spät, Vetter, nun wird der Pastor nicht mehr wollen. Der hat doch auch Augen, um zu sehen, wie gut er sich bei meinem Zehnt steht! —“

„Doch, Ohm, er will's. Ich hab' mit ihm gesprochen und wenn er auch nicht wollte, so habt Ihr das Gesetz für Euch, das lautet: Dem Antrag des Verpflichteten — also Euch — wird nachgegeben, wenn sich auch der Berechtigte weigert.“

„Meiner Tren, ein gut Gesetz, wie ich's der Regierung kann vertraue . . .“

„Trauet auf mein Wort. Aber Ohm, bedeutend höher kommt Ihr heran, von den letzten zehn Jahren wird der Durchschnitt gezogen, das giebt fünf vor der Separation und fünf nach derselben, davon fällt eines, wie dies Jahr, schwer in's Gewicht.“

„Immerhin,“ sagte der Schöppe, „fünf sind noch ganz leicht“ und er sprang rüftig vom Stuhle auf.

„Dann will ich zum Pastor gehen und mit ihm sprechen, wem's Euer Ernst ist, Ohm!“

„Bitterer Ernst, Vetter, thu mirs zu Gunst und geh, ich kanns nicht, weil ich geklagt habe.“

Bald kam der Hufencossath zurück zu dem unruhig harrenden Alten.

„Der Pastor grüßt Euch,“ sagte er, „die Sache ist abgemacht. Ihr könnt, wenn Ihr wollt, schon morgen mit ihm zum Commissarius fahren. Auch will er Euch den diesjährigen Zehent wieder geben, wenn Ihr einig werdet.“

„Nein, Vetter, was gegeben ist, ist gegeben. Allein morgen wollen wir fahren.“

„Dhm,“ sagte der Hufencossath, „ich hab's schon überschlagen, was wollt Ihr gutwillig geben?“

Wegner besann sich nicht lange: „Meine Mark,“ sagte er „wurde immer für zwei Hufen gerechnet, darauf fielen nach der alten Ablösung 9 Scheffel. Ich will einen Wispel geben.“

„Brav, Dhm; der gute Pastor will mit der alten Ablösung zufrieden sein, gegen die Ihr den Prozeß gewonnen. Allein thut Ihr, wie Euch das Herz treibt!“

Damit war die Sache klar; Tags darauf fuhren die beiden Parteien auf Wegners Marktwagen zur Stadt. — Der Pfarrer war mild und heiter, der Schöppe etwas gedrückt und sich Stimmung erzwingend. Am Abend aber sah man sie fröhlich und einträchtiglich durchs Dorf fahren, laut schwägend und mit den Armen fechtend, der Eine froh, ein unbillig Gut nicht mehr empfangen, der Andre froh, es nicht mehr leisten zu müssen. Doch hatte sich der Schöppe nicht nehmen lassen, einen ganzen Wispel Getreide von seiner Mark der Pfarre für ewige Zeiten zu willigen. — Da der Pastor die erste Zehntrechnung von neuem zu Grunde gelegt wissen wollte, so hatte der Commissarius nichts weiter zu thun, als ein Protocoll über die freiwillige Leistung des Wegner anzunehmen und es dem General-Commissar zur Bestätigung zu übersenden.

In der nächsten Gemeindeversammlung, die auf Wegners Antrag stattfand, legte dieser, sein hohes Alter vorschüßend, das Schöppenamt nieder und schlug zu aller Statten mit einem dankbaren Blick auf den Hufencossath diesen zu seinem Nachfolger vor, obwohl derselbe dem Range nach immer noch kein Bauer war. Allein der würdige Greis setzte hinzu: „Leute, er hat die Gemeinde, wo i d e r ihren Willen zum Besten geleitet, laßt ihn im Rathe sitzen, damit er es ferner mit Eurem Willen thun kann.“ Da stimmte die ganze Gemeinde mit ein, denn sie fühlte, daß der Alte ein wahres Wort gesprochen.